

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 2

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 2-3
Autor: Hémon, Louis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXIX. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1935

Heft 2

Der Morgen.

Ueber die Wellen fließt Purpurglut;
Himmelauf flammen die Strahlengarben.
Goldenhaarig und rosenfarben
Steigt der Morgen aus dunkler Flut.

Frische, fröhliche Winde wehn.
Was verheißt nicht solch junger Morgen!
Wenden können sich alle Sorgen,
Alles Liebliche kann geschehn!

Spenden kann er auf seinem Gang
Alle Wonnen und alle Gaben.
Was vergangen ist, ist begraben.
Jeder Tag singt den eigenen Sang.

Was du gestern noch heiß entbehrt,
Freundschaft, Freudigkeit, Glück, Gelingen —
Dieser Morgen, er kann dir bringen,
Was dein sehnenndes Herz begehrt.

Frische Lüfte und frischer Mut!
Laß die Tage, die dir verdarben!
Goldenhaarig und rosenfarben
Steigt der Morgen aus dunkler Flut.

Frida Schanz.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon.

(Fortsetzung.)

II

Es war Zeit zum Abendbrot, und Maria hatte noch lange nicht alle Fragen beantwortet, noch alle Reiseerlebnisse, ohne ein einziges auszulassen, erzählt, oder gar alle Neuigkeiten berichtet, aus Saint-Prime und Pérignonka, oder wo sie sie sonst unterwegs hatte auffammeln können.

Tit-Bé saß seiner Schwester gegenüber und rauchte Pfeife auf Pfeife, wobei er keinen Blick von ihr wandte, als fürchte er, sich irgendeine wichtige Enthüllung entgehen zu lassen, die sie bis dahin verschwiegen hatte. Die kleine Alma-Rose stand neben ihr und hatte den Arm um sie gelegt. Téléphore hörte auch zu, während er seine Hundeleine mit Bindfaden ausbesserte. Mutter Chapdelaine schürte das Feuer in dem großen

gußeisernen Ofen, ging ab und zu, nahm aus dem Schrank Teller, Messer, Gabeln und Löffel, stellte das Brot und den Milchtopf auf den Tisch und füllte einen Krug mit Sirup aus der großen Siruptonne. Dabei unterbrach sie sich häufig, um Maria zuzuhören, blieb in Gedanken versunken, die Hände in die Hüften gestemmt, einen Augenblick stehen und sah im Geist die Dörfer wieder vor sich, von denen sie sprechen hörte.

„... Also die Kirche ist fertig, eine schöne Kirche aus Stein, mit Wandmalereien und bunten Glasfenstern. — Wie schön das sein muß! ... Johnny Bouchard hat letzten Sommer eine neue Scheune gebaut, und eine kleine Perron, Tochter von Abélard Perron aus Saint Jérôme, hält Schule. Zu denken, daß ich acht Jahre nicht in Saint-Prime

gewesen bin! Das ist ein schönes Kirchdorf und hätte mir sehr zugesagt: schönes ebenes Gelände, so weit man sehen kann, kein Auf und Ab und keine Wälder, nichts als viereckige Felder mit schönen geraden Zäunen, guter Boden, und die Eisenbahn kaum zwei Wagenstunden weit! . . . Es ist vielleicht Sünde, das zu sagen, aber all mein Lebtag wird's mir leid sein, daß dein Vater dafür war, so oft umzuziehen und immer tiefer und tiefer in den Wald vorzudringen, statt in einem der alten Kirchspiele Land zu erwerben."

Durch das kleine viereckige Fenster betrachtete sie trübselig die wenigen fahlen Felder, die sich hinter dem Haus erstreckten, die Scheune aus rohen, schlecht zusammengefügtten Brettern, und weiter hinten die noch mit Baumstümpfen besäte Strecke Land am Waldeßsaum, von der eine Heu- oder Kornernte nur als Lohn langer geduldiger Arbeit zu erhoffen war.

"Sieh", sagte Alma-Rose, "da kommt auch 'Hund', um sich von dir streicheln zu lassen."

Maria blickte nieder auf den Hund, der seinen schmalen Kopf mit den großen traurigen Augen auf ihre Knie legte, und liebte ihn mit zärtlichen Worten.

"Dem hast du auch gefehlt, wie uns allen," sagte Alma-Rose hinzu. "Jeden Morgen ist er an dein Bett gekommen, um zu sehen, ob du noch nicht zurück wärst."

Nun rief sie ihn zu sich.

"Komm, 'Hund', ich streichle dich auch."

"Hund" ging gehorsam von der einen zur andern und schloß bei jeder Liebkosung die Augen halb. Maria blickte im Zimmer umher und suchte nach irgendeiner an sich unwahrscheinlichen Veränderung, die während ihrer Abwesenheit eingetreten sein könnte.

Der große dreiteilige Ofen nahm die Mitte des Hauses ein; ein Rohr aus Eisenblech, das ihm entragte, stieg zuerst ein Stück gerade auf, beschrieb dann ein Rechteck und führte in waagerechter Linie bis ins Freie, damit von der kostbaren Wärme ja nichts verloren ginge. In der einen Ecke stand ein großer hölzerner Schrank, nahe dabei Tisch und Bank an der Wand, und auf der andern Seite der Tür waren der Ausguß und die Pumpe. Eine Holzwand, die von der gegenüberliegenden Wand ausging, schien diesen Teil des Hauses in zwei Räume teilen zu wollen, hörte aber schon vor dem Ofen auf, so daß diese beiden Absseiten des einen großen Raumes, die jede von drei Seiten umschlossen waren, einer jener hergebrachten Bühneneinrichtungen glichen,

die den Eindruck zweier getrennter Zimmer erwecken sollen, wenn auch der Blick des Zuschauers sie alle beide auf einmal übersieht.

Vater und Mutter Chapdelaine hatten ihr Bett in einer dieser Absseiten, Maria und Alma-Rose in der andern. Eine steile Treppe führte in einer Ecke des Zimmers durch eine Klappe direkt auf den Boden, wo die Söhne im Sommer schliefen; kam der Winter, so brachten sie ihr Bett herunter und schliefen bei den andern am wärmenden Ofen.

An der Wand hingen Kalenderbilder von den Kaufleuten aus Roberval oder Chicoutimi, ein Bild vom Jesuskind in den Armen seiner Mutter — das Kind hatte übergroße blaue Augen in seinem rosigen Gesicht und streckte ein paar fleischige Händchen aus — und ein anderes Bild mit irgendeiner unbekannten Heiligen darauf, die in einer Art von Verzückung zum Himmel blickte, endlich noch die Vorderseite von der Weihnachtsnummer einer Zeitung aus Quebec, voll von Sternen, die so groß wie Monde waren, und von Engeln, die mit zusammengefalteten Schwingen flogen.

"Bist du artig gewesen, während ich fort war, Alma-Rose?"

Mutter Chapdelaine antwortete statt ihrer:

"Alma-Rose ist nicht gar so schlimm gewesen, aber Téléphore hat mir viel zu schaffen gemacht. Nicht, daß er soviel Böses täte, aber was er für Sachen sagt! Man sollte meinen, daß das Kind nicht ganz bei Verstand ist."

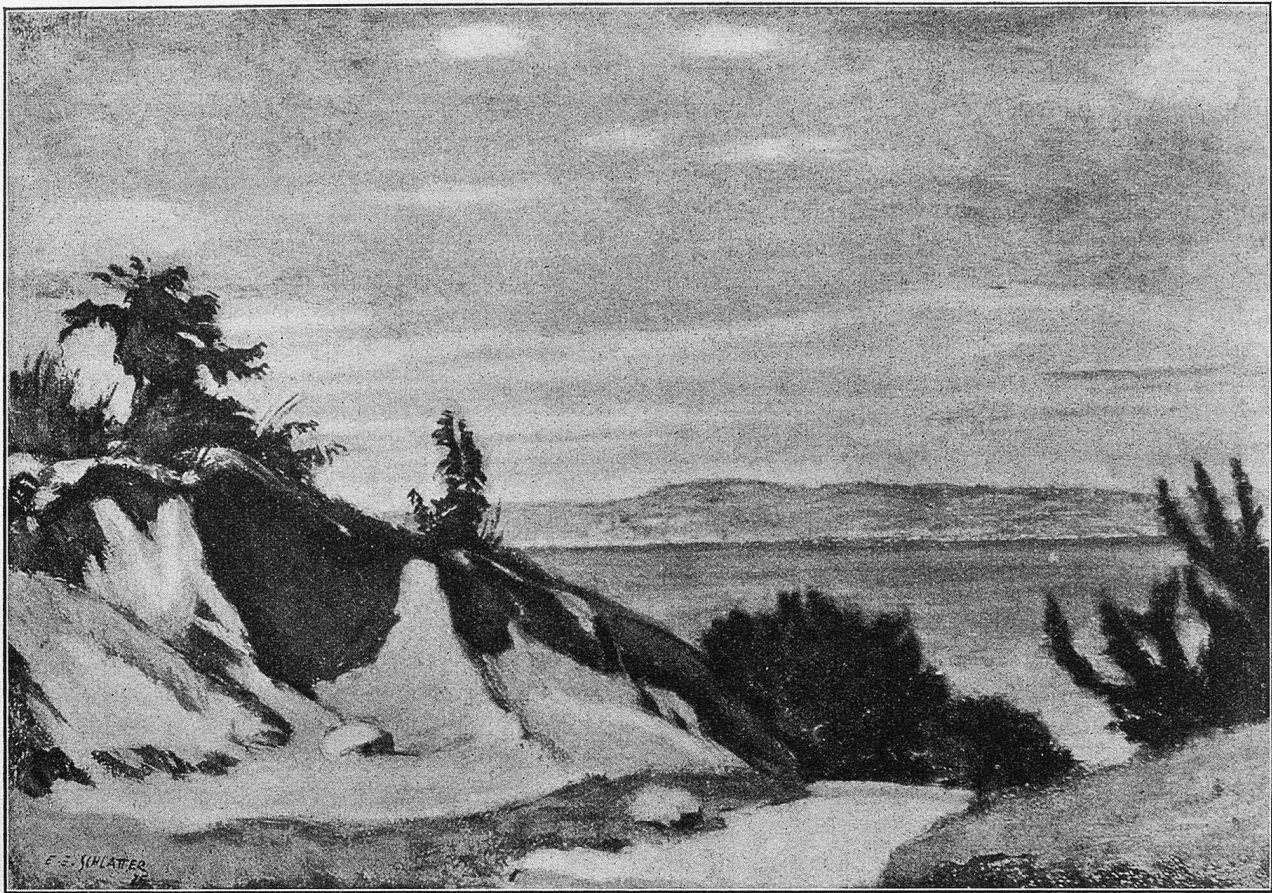
Téléphore machte sich an seiner Hundeleine zu schaffen und tat, als höre er nicht.

Die Verfehlungen des jungen Téléphore bildeten das einzige Familiendrama im Hause. Um für seine fortgesetzten Sünden vor sich selbst eine Erklärung zu haben und um sie ihm begreiflich zu machen, hatte Mutter Chapdelaine sich eine Art von Vielgötterei, eine ganze übernatürliche Welt zurecht gemacht, in der böse und gute Geister ihn abwechselnd zur Sünde und zur Reue trieben. So betrachtete der Knabe sich selbst schließlich nur noch als einen Kampfplatz, auf dem Teufel von großer Bosheit und, zwar gute, aber etwas einfältige Engel in ständiger ungleicher Fehde miteinander lagen.

Vor dem leeren Marmeladetopf murmelte er mit düsterer Miene:

"Der Teufel der Raschhaftigkeit hat mich verführt."

Kam er mit zerrissenen und beschmutzten Kleidern von einem Streifzug zurück, erklärte er, ohne die Vorwürfe erst abzuwarten:



Am Bodensee.

Nach einem Gemälde von Ernst C. Schlatter, Uttwil.

„Der Teufel des Ungehorsams hat mich das tun lassen, er hat schuld, ganz sicher!“

Und sogleich beteuerte er seine Entrüstung und seine guten Vorsätze.

„Aber, Mutter, er soll bestimmt nicht wiederkommen, der garstige Teufel! Ich nehme Vaters Gewehr und schieß ihn tot.“

„Man kann einen Teufel nicht mit dem Gewehr totschießen,“ sagte Mutter Chapdelaine. „Wenn du fühlst, daß die Versuchung über dich kommt, nimm deinen Rosenkranz und bete.“

Télesphore wagte nicht zu antworten, aber er schüttelte zweifelnd den Kopf. Das Gewehr erschien ihm viel lockender und sicherer, und er träumte von einem heldenhaften Kampf, einem großen Gemetzel, aus dem er rein und vollkommen und auf ewig den Schlingen des Bösen entronnen hervorgehen würde.

Samuel Chapdelaine kehrte ins Haus zurück, und das Abendbrot wurde aufgetragen. Man bekreuzigte sich, die Lippen bewegten sich zum stillen „Benedicite“, das Télesphore und Alma-Rose laut herfragten, dann kam wieder das Zeichen des Kreuzes, Stühlerücken und Löffelklappern. Es

war Maria, als sehe und höre sie diese Bewegungen und Laute heute zum erstenmal in ihrem Leben, als seien sie anders als in andern Häusern, als seien sie der Ausdruck einer stillen Güte und Größe, die nur diesem Hause in der tiefen Einsamkeit zu eigen.

Man hatte eben das Mahl beendet, als draußen Schritte ertönten. „Hund“ spitzte die Ohren, knurrte aber nicht.

„Ein Abendgast,“ sagte Mutter Chapdelaine. „Das wird Eutrope Sagnon sein.“

Die Prophezeiung war leicht, da Eutrope Sagnon ihr einziger Nachbar war. Im vergangenen Jahr hatte er zusammen mit seinem Bruder zwei Meilen von ihnen entfernt Land erworben; für den Winter war sein Bruder zum Holzfällen oben in den Wald auf die Holzplätze gezogen und hatte ihn in der Hütte aus rohen Baumstämmen, die sie errichtet hatten, allein zurückgelassen. Die Laterne in der Hand erschien er auf der Schwelle.

„Guten Abend zusammen,“ sagte er und nahm seine wollene Mütze ab. „Die Nacht war so klar und der Schnee hat immer noch eine Kruste. Da dachte ich, weil sich’s noch so gut geht, ich wollte

für den Abend herüberkommen und sehen, ob Ihr zurück wäret."

Obwohl er, wie jeder wußte, Marias wegen kam, wandte er sich doch ausschließlich an den Vater Chapdelaine, halb aus Schüchternheit, halb aus Respekt vor der ländlichen Etikette. Er nahm Platz auf dem Stuhl, den man ihm hinschob.

"Das Wetter ist milde, es fehlt nur noch, daß es regnet. Man sieht schon, daß der Frühjahrsregen nahe ist."

Und damit war eine dieser Bauernunterhaltungen im Gang, die wie eine endlose Melodie voller Wiederholungen sind: jeder stimmt den Sätzen des andern bei und wiederholt sie mit andern Worten. Und das Thema der Unterhaltung war natürlich das ewige Klagelied in Kanada, die leidenschaftslose Klage über die drückende Last des langen Winters.

"Seit Ende September sind die Tiere im Stall, und es ist so gut wie nichts mehr in der Scheune," sagte Mutter Chapdelaine. "Kommt der Frühling nicht bald, weiß ich nicht, wie wir durchkommen sollen."

"Drei Wochen dauert es mindestens noch, bis man sie rausbringen kann!"

"Ein Pferd, drei Kühe, ein Schwein und die Schafe, die Hühner noch gar nicht mitgerechnet — das braucht was an Futter!" sagte Tit'Bé mit äußerster weiser Miene.

Er rauchte und redete schon mit den Männern kraft seiner vierzehn Jahre, seiner breiten Schultern und seiner Kenntnis der Landarbeit. Vor acht Jahren hatte er begonnen, das Vieh zu besorgen und jeden Tag auf seinem kleinen Schlitten den nötigen Holzvorrat heimzubringen. Etwas später hatte er gelernt, hinter den mageren Kühen mit lauter Stimme sein „he“ zu rufen, und „hü“ und „hott“ hinter den Arbeitspferden auf dem Acker, und die Heugabel zu halten und die Felder einzufriedigen. Seit zwei Jahren arbeitete er abwechselnd mit Axt und Sense an der Seite seines Vaters, führte den großen Holzschlitten über den harten Schnee und säte und erntete ganz selbständig, so daß ihm niemand mehr das Recht absprach, frei seine Meinung zu äußern und unaufhörlich starken Tabak zu rauchen. Dabei hatte er noch sein bartloses Kinder Gesicht mit weichen Zügen und treuherzigen Kinderaugen, und ein Fremder würde sich wahrscheinlich sehr gewundert haben, ihn langsam und gemessen wie einen erfahrenen Alten reden zu hören und ihn wieder und wieder seine Holzpfeife stopfen zu sehen. Aber in Quebec werden die Knaben als Männer be-

handelt, sobald sie an der Arbeit der Männer teilnehmen, und ihr frühzeitiges Rauchen können sie immer damit begründen, daß es ein notwendiges Abwehrmittel gegen die schrecklichen Qualgeister des Sommers ist, die Moskitos, Stechmücken und Bremsen.

"Wie schön muß es sein, in einem Lande zu wohnen, wo es fast keinen Winter gibt und wo der Boden Menschen und Tiere ernährt. Hier muß der Mensch durch seine Arbeit Tiere und Boden ernähren. Hätten wir nicht Esdras und Da'Bé und die guten Löhne, die sie im Wald verdienen, was sollten wir wohl machen?"

"Und doch ist der Boden hier gut," sagte Eutrope Sagnon.

"Der Boden ist gut, aber man muß sich erst mit dem Wald herumschlagen, bis man ihn hat; und um leben zu können, muß man an allem sparen, und von früh bis spät schaffen und alles selber tun, weil die andern Häuser so fern sind."

Mutter Chapdelaine schwieg und seufzte. Sie dachte stets mit Sehnsucht an die alten Kirchspiele, wo der Boden schon lange urbar gemacht und bebaut ist und wo die Häuser nahe beieinander liegen, wie an ein verlorenes Paradies.

Ihr Mann preßte die Hände zusammen und schüttelte mißbilligend und gleichsam trotzig den Kopf.

"Warte nur ein paar Monate. — Wenn die Jungens aus dem Wald zurück sind, machen wir uns an die Arbeit, die beiden, Tit'Bé und ich, und machen Land. Zu viert mit der Axt und nur Männer, die tüchtig arbeiten können — das geht schnell voran, selbst in dem schwierigen Wald. In zwei Jahren haben wir Korn und Weide und genug Futter für die Tiere. Ich sag' dir, wir wollen Land machen..."

Land machen! Das ist der starke landesübliche Ausdruck, der alles einschließt, was an härtester Arbeit von dem ersten Roden des wilden Waldes bis zur Ernte auf den wohlbestellten Feldern zu durchlaufen ist. Begeisterung und größte Entschlossenheit strahlten aus Samuel Chapdelaines Augen, wie er davon sprach.

Land machen, das war seine ganze Leidenschaft, wie er denn mehr zum Urbarmachen als zum Ackerbautreiben gemacht schien. Fünfmal schon hatte er seit seiner Jugend Land erworben, Haus, Stall und Scheune gebaut und mitten im Wald ein kleines Mustergut geschaffen; und fünfmal hatte er es wieder verkauft, um weiter im Norden wieder von vorn anzufangen, weil er plötzlich mutlos wurde, alles Interesse und allen

Eifer verlor, wenn die erste härteste Arbeit getan war, wenn die Nachbarn immer zahlreicher sich einstellten und das Land anfang, sich zu bevölkern und zu erschließen. Einige verstanden ihn, die andern fanden ihn zwar mutig, aber wenig weise und sagten immer wieder, er und die Seinen könnten jetzt schon behaglich leben, wenn er sich nur irgendwo festgesetzt hätte.

„Behaglich leben.“ O du gestrenger Gott der Heiligen Schrift, den alle Bewohner Quebecks ohne viel Kopfzerbrechen und Zweifel anbeten und verehren, du, der du deine Geschöpfe dazu verdammtest, im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot zu essen, glättet sich die strenge Falte zwischen deinen Brauen wohl eine Sekunde, wenn du hörst, daß einige deiner Geschöpfe befreit aufatmen, daß sie endlich „behaglich leben“?

„Behaglich leben.“ Man muß vom Morgen grauen bis in die Nacht hinein schwerste körperliche Arbeit getan haben, um zu verstehen, was das bedeutet, und die Kolonisten verstehen es am besten. Das bedeutet, daß die schwere Arbeits- und Sorgenlast von einem genommen ist, daß man ausruhen darf, und schon der Gedanke daran, selbst wenn man keinen Gebrauch davon macht, ist einem jeden Augenblick wie ein Geschenk des Himmels. Für die alten Leute bedeutet es ein wenig Stolz, den alle billigen, die allmähliche Offenbarung ungekannter Genüsse, eine müßig verträumte Stunde, einen weiten Spaziergang, einen Leckerbissen oder einen Einkauf, bei dem man nicht jeden Pfennig umdrehen muß — all die hundert Annehmlichkeiten eines leichteren Lebens.

Das menschliche Herz ist so eingerichtet, daß die meisten von jenen, die das Lösegeld bezahlt und ihre Freiheit — das „behagliche Leben“ — erlangt haben, dann durch die lange harte Gewöhnung nicht mehr imstande sind, sie zu genießen, sondern sich bis ans Ende ihrer Tage abmühen und plagen. Den andern aber, denen es an Talent oder Glück fehlt, die sich nicht haben loskaufen können und Sklaven bleiben, erscheint das behagliche Leben mit all seinen Reizen als ein unerreichbar glücklicher Zustand.

Vielleicht dachten die Chapdelaines daran, jeder auf seine Art: der Vater mit dem unbefiegbaren Optimismus des Mannes, der seine Kraft kennt und sich alles zutraut, die Mutter mit resigniertem Bedauern, und die Jungen nur unbestimmt und ohne Bitterkeit, weil ja das lange, sicherlich glückliche Leben noch vor ihnen lag.

Maria sah zuweilen verstohlen zu Eutrope

Gagnon hinüber, blickte aber schnell wieder fort, weil sie jedesmal seinen Augen begegnete, die voll demütiger Bewunderung unverwandt auf ihr ruhten. Seit einem Jahr war sie an seine häufigen Besuche gewöhnt und hatte nichts dagegen, jeden Sonntagabend im Familienkreise sein braunes Gesicht auftauchen zu sehen, das Zufriedenheit und Geduld ausstrahlte; aber diese kurze Abwesenheit von einem Monat schien alles verändert zu haben, und sie kehrte heim mit dem unklaren Gefühl, daß jetzt ein Abschnitt ihres eigenen Lebens begänne, an dem er keinen Teil haben würde.

Als die gewohnten Gesprächsstoffe erschöpft waren, spielte man Karten: „Sechsendsechzig“ und „Schafskopf“; dann zog Eutrope seine große silberne Uhr heraus und sah, daß es Zeit zum Aufbruch war. Als er seine Laterne angezündet und sich von allen verabschiedet hatte, blieb er einen Augenblick auf der Schwelle stehen und blickte prüfend in die Nacht hinaus.

„Es regnet,“ sagte er.

Seine Wirte kamen an die Tür und blickten auch hinaus: wirklich, es fing an zu regnen, Frühjahrsregen in großen schweren Tropfen, unter denen der Schnee weich wurde und zu schmelzen begann.

„Der Südost hat eingesezt,“ sagte Vater Chapdelaine. „Damit ist, kann man wohl sagen, der Winter so gut wie zu Ende!“

Jeder sprach auf seine Weise aus, wie erleichtert und froh er darüber sei. Maria aber blieb länger als alle andern auf der Schwelle stehen, lauschte auf das sanfte Rauschen des Regens, versuchte im Dunkeln zu erkennen, wo der dunkle Himmel sich von der noch dunkleren Masse des Waldes abhob, und atmete glücklich den lauen Südwind ein.

„Der Frühling ist nicht mehr fern...“, der Frühling ist nicht mehr fern...“

Ihr war, als hätte es seit Anbeginn der Welt noch nie einen Frühling gegeben wie diesen.

III

Als Maria drei Tage später am Morgen die Tür öffnete, hörte sie einen Ton, der sie sekundenlang wie festgebannt auf der Schwelle stehen und unbeweglich hinauslauschen ließ. Es war ein fernes ununterbrochenes Brausen, das Donnern der großen Fälle, die den ganzen Winter im Eise gefangen und stumm gewesen waren.

„Das Eis kommt herunter,“ sagte sie, als sie wieder ins Haus trat. „Man hört die Fälle.“

Da begannen alle wieder einmal von der nun eintretenden Jahreszeit zu reden und von den Arbeiten, die bald in Angriff genommen werden konnten. Der Mai brachte gewöhnlich eine Reihe von Regenfällen, die mit schönen sonnigen Tagen wechselten und allmählich des langen Winterfrosts Herr wurden. Die niedrigen Baumstümpfe und die Wurzeln kamen zum Vorschein, wenn auch dort, wo Tannen und Zypressen dicht zusammenstanden, die letzten Schneereste nur langsam dahinschwanden. Die Wege verwandelten sich in Sümpfe, und wo braunes Moos sich zeigte, war es vollgeseugen von Wasser wie ein Schwamm. In andern Ländern bedeutet das schon Frühling, Emporschießen des Saftes, Sprießen der Knospen und baldiges Grünen und Blühen. Aber der Boden Kanadas im hohen Norden muß sich erst mit großer Mühe seines schweren, kalten Mantels entledigen, ehe er an neues Leben denken kann.

Wohl zehnmal am Tage machte Mutter Chapdelaine oder Maria das Fenster auf, um die linde Luft zu atmen, um das Riefeln der Bächlein zu hören, in denen der letzte Schnee an den Hängen herniederrann, und das andere lautere Rauschen, mit dem der Péribonkafluß verkündete, daß er sich vom Eise befreit hatte und fröhlich die von Norden gekommenen Eischollen dem großen See zutrug.

Am Abend setzte Vater Chapdelaine sich rauchend an die offene Tür und sagte nachdenklich:

„François Paradis wird bald vorbeikommen. Er hat gesagt, daß er uns vielleicht besuchen würde.“

„Ja“, antwortete Maria sehr leise und segnete die Dunkelheit, die ihr Gesicht verbarg.

Zehn Tage darauf kam er in später Abendstunde. Die Frauen waren allein im Hause mit Tit'Bé und den Kindern, da Vater Chapdelaine nach Honfleur gegangen war, um Saatkorn zu holen, und erst am nächsten Tage wieder zurückkommen würde. Téléphore und Alma-Rose schliefen schon. Tit'Bé rauchte seine letzte Pfeife vor dem gemeinsamen Gebet, als der Hund ein paarmal bellte und schnuppernd an die geschlossene Tür lief. Gleich darauf klopfte es zweimal. Der Besucher wartete nur das „Herein“ ab und erschien auf der Schwelle.

Er entschuldigte sich unbefangen wegen der späten Stunde.

„Wir haben oberhalb der Fälle unser Lager aufgeschlagen“, sagte er, „und ich mußte den Belgiern erst das Zelt für die Nacht herrichten.“

Als ich aufbrach, wußte ich wohl, daß es eigentlich zu spät zum Abendbesuch sei und daß die Wege durch den Wald schlecht genug sein würden. Aber ich bin doch gegangen, und als ich das Licht sah . . .“

Seine großen Indianerstiefel verschwanden ganz unter dem Schmutz; er leuchte etwas beim Sprechen, wie jemand, der gelaufen ist; aber seine klaren Augen blickten ruhig und selbstsicher.

„Nur Tit'Bé hat sich verändert“, sagte er dann. „Als ihr von Mistassini fortzogt, war er erst so groß“, und dabei deutete er mit der Hand die Größe eines Kindes an. Mutter Chapdelaine sah ihn voll Interesse an, doppelt glücklich über den Besuch, mit dem sie von alten Zeiten sprechen konnte.

„Du hast dich auch nicht verändert in den sieben Jahren, gar nicht . . ., aber Maria, die wirst du wohl anders finden!“

Er betrachtete Maria mit einer Art von Erstaunen.

„Ja so . . ., ich hab' sie ja schon neulich in Péribonka gesehen.“

Ton und Miene ließen erkennen, daß das Wiedersehen vor vierzehn Tagen jeden früheren Eindruck ausgelöscht hatte. Jetzt, wo man von ihr sprach, sah er sie von neuem prüfend an.

Ihre kraftvolle Jugend, ihr schönes, dichtes Haar, ihre klaren Augen und ihre einfachen, freien Bewegungen — das alles hatte sie, dachte er, auch schon als das kleine Mädchen besessen, das sie vor sieben Jahren noch war, und darum schüttelte er ein paarmal den Kopf, als wollte er sagen, daß sie sich wirklich nicht verändert habe. Nur — der Gedanke beschäftigte ihn zugleich — mußte er selbst sich verändert haben, weil ihr Anblick ihm jetzt so zu schaffen machte.

Maria lächelte ein wenig befangen und richtete dann nach einer Weile mutig den Blick auf ihn, um ihn auch zu betrachten.

Wirklich, ein schöner junger Mensch — wie kraftvoll sein Körper, wie schön sein Gesicht mit den klaren Zügen und den kühnen Augen! Sie sagte sich erstaunt, daß sie ihn sich anders vorgestellt hatte, fecker, gewandter und selbstbewußter im Reden, während er in Wahrheit kaum sprach und in allem die größte Schlichtheit zeigte. Es war sicher der Ausdruck seines Gesichtes, der Zug unbewußter Kühnheit, der diesen Eindruck hervorrief.

Mutter Chapdelaine fing wieder an zu fragen.

„Du hast also das Land verkauft, als dein Vater starb, François?“

„Ja, ich habe alles verkauft. Ich war nie sehr für die Landarbeit, wißt Ihr. Als Holzfäller arbeiten, jagen, von Zeit zu Zeit durch Führerdienste oder Handel mit den Wilden etwas Geld verdienen, das, das macht mir Freude, aber jahraus jahrein dasselbe Stück Land bearbeiten und ewig da bleiben, das hätte ich mein Lebtag nicht gekonnt, ich wär mir vorgekommen wie ein angebundenes Tier.“

„Ja, ja, es gibt solche Männer — Samuel zum Beispiel, und dich und noch viele andere. Es ist, als hätte der Wald irgendeine Zauberkraft, der ihr nicht widerstehen könnt...“

Sie schüttelte den Kopf, während sie ihn erstaunt und neugierig betrachtete.

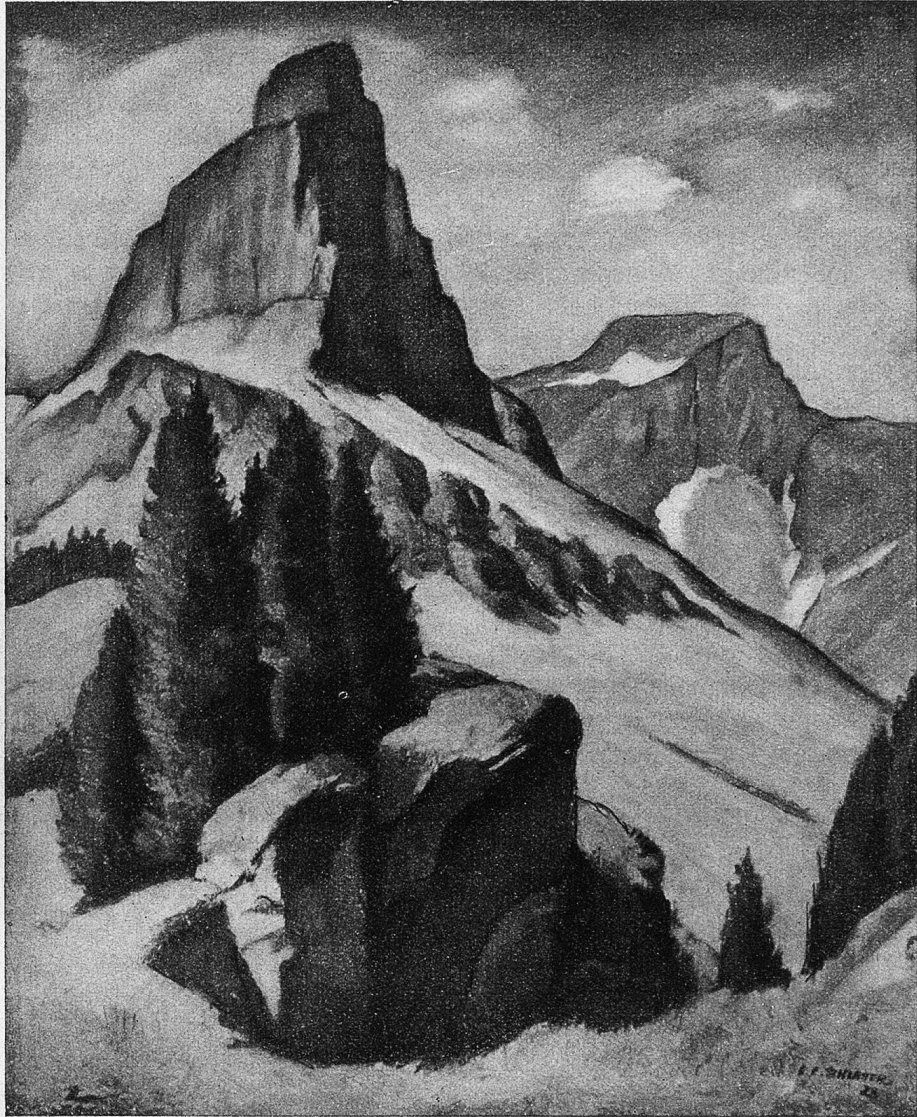
„Euch im Winter die Glieder erfrieren lassen, Euch im Sommer von Mücken auffressen lassen, in einem Zelt auf dem Schnee wohnen oder in einer Bretterbude voller Löcher, durch die der Wind bläst, das mögt ihr lieber als euer Lebtag auf einem

schönen Stück Land sitzen in der Nähe von Kaufläden und Menschen. Denke doch, ein schönes, ebenes Stück Land in einem alten Kirchspiel, Land ohne einen Baumstumpf und ohne ein Loch, ein schönes warmes Haus, innen ganz austapeziert, fette Tiere auf der Weide oder im Stall — gibt es denn für gesunde und zufriedene Menschen überhaupt etwas Lockenderes und Schöneres?“

François Paradis sah auf den Fußboden und antwortete nicht; vielleicht schämte er sich ein wenig seines unvernünftigen Geschmacks.

„Das ist ein schönes Leben für Leute, die die Landarbeit lieben,“ sagte er endlich, „aber ich könnte mich nicht glücklich dabei fühlen.“

Es war das ewige Mißverständnis zwischen den beiden Arten: dem Pionier und dem sesshaften Bauern aus Frankreich, der hier drüben auf dem



Eckstock bei Braunwald.

Nach einem Gemälde von Ernst C. Schlatter, Uttwil.

neuen Boden weiter seinem Ideal von Ordnung und ungestörtem Frieden nachgelebt hatte, während in jenem andern das ungeheure wilde Land ein fernes Urgefühl von Ungebundenheit und Abenteuerlust geweckt hatte.

Maria, die fünfzehn Jahre lang ihre Mutter das friedliche Glück der Landwirte in den alten Kirchspielen hatte preisen hören, war dabei naturgemäß zu der Ansicht gelangt, daß sie ihren Geschmack teile; nun auf einmal war sie dessen nicht mehr so sicher. Aber das wußte sie auf jeden Fall, daß keiner der reichen jungen Leute in Saint-Prime, die des Sonntags Pelzmäntel aus feinstem Tuch mit Hermelinkragen trugen, an François Paradis mit seinen schmutzbedeckten Stiefeln und seiner abgetragenen Wollweste auch nur entfernt heranreichte.

Auf weitere Fragen erzählte er von seinen Reisen an der Nordküste des Golfs oder oben an den Flüssen. Ganz schlicht und etwas zögernd erzählte er, als wisse er nicht recht, was er sagen und was er verschweigen sollte Menschen gegenüber, die in ganz ähnlicher Umgebung ein ganz ähnliches Leben führten.

„Da oben ist der Winter noch härter als hier und noch länger. Man hat nur Hunde für den Schlitten, schöne starke Hunde, aber bössartig und noch halb wild, und man füttert sie nur einmal täglich, abends, immer mit gefrorenem Fisch. Ja, Dörfer gibt es dort auch, aber fast gar keinen Ackerbau. Die Menschen leben von Jagd und Fischfang... Nein, mit den Indianern habe ich nie Schwierigkeiten gehabt, ich hab mich immer gut mit ihnen vertragen. Die aus Mistassini und von dem Fluß hier herum kenne ich fast alle, weil sie, ehe mein Vater starb, viel zu uns kamen. Wißt ihr, er jagte oft im Winter, wenn er nicht beim Holzfällen war, und einmal, als er hoch oben am Heufluß war, ganz allein, und einen Baum zum Feuermachen fällte, traf ihn der im Niederfallen. Da haben ihn Indianer am nächsten Tag zufällig gefunden, schon halb erfroren daliegend, obwohl das Wetter milde war. Er war auf ihrem Jagdgebiet, und sie hätten gut tun können, als sähen sie ihn nicht, und ihn da liegen und sterben lassen. Aber sie haben ihn auf ihren Schlitten geladen, zu ihrem Zelt gebracht und ihn gepflegt. Ihr habt meinen Vater ja gekannt: er war ein rauher Mann, der oft eins trank, aber dabei war er gerecht und hatte ein gutes Gedächtnis für das, was andre für ihn getan. Als er die Indianer verließ, hat er ihnen gesagt, sie sollten ihn im Frühling, wenn sie mit ihren Pelzen nach Pointe-Bleu herunterkämen, besuchen: ‚François Paradis aus Mistassini‘, hat er gesagt, ‚vergeßt es nicht... François Paradis.‘ Und als sie dann im Frühling den Fluß herunterkamen und bei ihm einkehrten, hat er sie bewirtet, wie es sich gehört, und jeder von ihnen hat beim Abschied eine neue Axt, eine schöne Wolldecke und Tabak für drei Monate mitbekommen. Danach sind sie jedes Frühjahr bei uns eingekehrt, und mein Vater durfte sich unter ihren Fellen immer die schönsten aussuchen und bekam sie billiger als die Händler. Nach seinem Tode haben sie's dann mit mir ebenso gemacht, weil ich sein Sohn war und wie er François Paradis hieß. Hätte ich nur mehr Kapital gehabt, hätte ich schweres Geld durch sie verdienen können..., schweres Geld.“

Er schien ein wenig verwirrt darüber, daß er

soviel gesprochen hatte, und erhob sich, um aufzubrechen. „In ein paar Wochen kommen wir wieder, und dann werde ich versuchen, etwas länger zu bleiben,“ sagte er noch. „Es ist schön, sich wiederzusehen.“ Auf der Schwelle wandte er sich um. Seine Augen suchten Marias Augen, als wollte er eine Botschaft mit sich nehmen in die grünen Wälder, zu denen er hinaufstieg, aber er konnte keine mitnehmen. Maria fürchtete in ihrer Unschuld, schon viel zu weit gegangen zu sein, und hielt hartnäckig die Augen gesenkt, gerade wie die reichen jungen Mädchen, die wie das Bild überirdischer Reinheit aus den Klöstern von Chicoutimi zurückkehren.

Ein paar Minuten später knieten die beiden Frauen und Tit'Bé zum allabendlichen Gebet nieder. Mutter Chapdelaine betete mit lauter Stimme und sehr schnell; die Stimmen der beiden andern antworteten in undeutlichem Gemurmel. Fünf Vater, fünf Abo, die Acta, dann die langen Litaneien, die einer Melodie gleichen.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes...“

„Unbeflecktes Herz Jesu, erbarme dich unser...“

Das Fenster war offen geblieben und ließ das ferne Rauschen der Fälle hereindringen. Auch die ersten Moskitos drangen herein, vom Licht herbeigelockt, und ließen ihre durchdringende Musik im Hause ertönen. Tit'Bé, der sie hörte, stand auf und schloß das Fenster, dann kniete er wieder neben den andern nieder.

„Heiliger Josef, bitt' für uns!“

„Heiliger Isidor, bitt' für uns!“

Später, beim Ausziehen, sagte Mutter Chapdelaine mit einem Seufzer der Befriedigung:

„Wie schön ist's doch, Besuch zu bekommen, wenn man vom einen Ende des Jahres bis zum andern fast nur Eutrope Gagnon sieht, weil man so fern im Walde lebt. Als ich noch jung war in Saint-Gédéon, war unser Haus fast alle Sonnabend und Sonntagabend voll von Besuch: Adélard Saint Onge, der mir so lang den Hof gemacht hat, und Wilfrid Tremblay, der Kaufmann, der so stattlich aussah und immer versuchte, wie die Franzosen zu sprechen, und viele andre, ohne deinen Vater mitzurechnen, der uns drei Jahre lang sozusagen jede Woche besuchte, ehe ich mich entschloß.“

Drei Jahre. — Maria machte sich klar, daß sie François Paradis in ihrem ganzen Jungmädchenleben erst zweimal gesehen hatte, und sie schämte sich ihrer inneren Unruhe. (Fortsetzung folgt.)